




Jo Browning Wroe
Der Klang
der Erinnerung

Insel



Jo Browning Wroe
Der Klang
der Erinnerung

Insel

Jo Browning Wroe
Der Klang der Erinnerung

Roman

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann

Insel Verlag

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Originalausgabe erschien erstmals 2022 unter dem Titel *A Terrible Kindness* bei Faber & Faber Ltd, London.

Die Übersetzung wurde im Rahmen des Programms »Neustart Kultur« aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Brief im 2.Teil, Cambridge Choir: Eisen, Cliff et al. *Mit Mozarts Worten*, Brief 176
<http://letters.mozartways.com> Version 1.0, herausgegeben von HRI Online, 2011. ISBN 9780955787676

eBook Insel Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der deutschen Erstausgabe, 2022.

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag Anton Klippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

© Jo Browning Wroe 2022

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Hulton Deutsch/Corbis Historical/Getty Images, München

eISBN 978-3-458-77486-0

www.suhrkamp.de

*Für die Einbalsamierer, die in Aberfan waren, und für die
Menschen, denen sie geholfen haben*

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Inhalt

1. Teil Aberfan

1

Oktober 1966

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

2. Teil Cambridge Choir

12

September 1957

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

Februar 1959

25

Januar 1961

26

27

28

29

30

3. Teil Familienangelegenheiten

31

September 1965

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

November 1970, Sutton Coldfield

45

46

März 1972

47

48

49

Zwei Jahre später

4. Teil Midnight Choir

50

51

52

53

54

55

56

57

58

5. Teil Aberfan

59

60

61

62

63

64

65

Danksagung

Informationen zum Buch

1. Teil Aberfan

1

Oktober 1966

Gestern ist in Wales etwas Furchtbares passiert, aber es war Williams Abschlussstag, deshalb war er abgelenkt. Er hat seine Ausbildung am Thames College of Embalming mit den besten Noten abgeschlossen, die dort je erzielt wurden. Heute findet der alljährliche gesellschaftliche Höhepunkt des Institute of Embalmers, Bezirksgruppe Midlands, statt: der große Dinnerball in Nottingham. Zur Feier von Williams Erfolg und damit er für diesen besonderen Anlass passend angezogen ist, hat Onkel Robert ihm ein Dinnerjacket und eine Fliege gekauft. Mit seinen neunzehn Jahren ist William ein wenig aufgeregt, aber vor allem nervös, weil sein Onkel ihm gesagt hat, dass ihr Vorsitzender David Melling ihn ins Rampenlicht stellen will.

Siebzig Kilometer von seinem Zuhause in Birmingham entfernt, wird William zum ersten Mal in einem Hotel übernachten, dem Lace Market, zusammen mit Onkel Robert und dessen Geschäftspartner Howard. Mit ihnen am Tisch sitzen die Strouds, eine Bestatterfamilie aus Solihull, und zu seiner Linken die einzige andere Person seines Alters, Gloria Finch, ebenfalls aus einer Bestatterfamilie, bei der William während seines Ausbildungsjahrs in Stepney gewohnt hat. Die wunderbare Gloria, die William seit ihrem ersten Gespräch vor einem Jahr liebt, als sie in der gemütlichen kleinen Küche der Finchs Kakao getrunken haben, während ihre Eltern im Wohnzimmer fernsahen. An diesem Abend trägt sie ein enges, mit Pailletten besticktes schwarzes Kleid, in dem ihr ganzer Körper William zuzuzwinkern scheint.

Als »piekfein« hat Robert die Veranstaltung bezeichnet, und das war nicht übertrieben. Die leuchtend bunt gekleideten Frauen mit ihren funkelnden Hälsen, Handgelenken und Fingern heben sich deutlich vom schlichten Schwarz und Weiß der Männer ab – obwohl Howards Manschettenknöpfe auch funkeln. Howard liebt festliche Anlässe und das ganze Drumherum. Er hat beim Aussuchen von Williams Dinnerjackett und Fliege geholfen und sich hinter ihn gestellt, um ihm zu zeigen, wie man die Fliege bindet. Dabei hat seine Wange ein paarmal Williams Wange gestreift, sodass beide lachen mussten.

William betrachtet die hohe Decke des Ballsaals mit den Stuckverzierungen in Rosa und Weiß, die sich durch die Nischen schlängeln. Mächtige Kristalllüster hängen schwer und herrschaftlich über den Tischen. Rechts und links von Williams Teller liegen vermutlich mehr Messer und Gabeln als in der gesamten Besteckschublade zu Hause – er muss sich von außen nach innen vorarbeiten. Das Messer ist schwer, die Serviette aus weißem Leinen, die er auseinanderfaltet und über seinen Schoß breitet, überraschend steif.

Es ist eine Weile her, dass William so elegant hergerichtete Tische und Leute gesehen hat. Zuletzt in seiner Zeit als Chorknabe in Cambridge, wo er beim Formal Hall oder bei besonderen Anlässen gesungen hat. Rasch schiebt er die Erinnerung beiseite, doch ein Unterschied fällt ihm auf. Selbst als Zehnjähriger hat William verstanden, dass diejenigen, die dort am High Table saßen, nicht *angekommen* waren; sie waren immer schon dort gewesen, und Opulenz war für sie nichts Besonderes. Heute Abend jedoch ist die Aufregung und die Zufriedenheit dieser Einbalsamierer spürbar, die sich einen Abend der Opulenz verdient haben, als Belohnung für ihre Hingabe an eine anspruchsvolle, wichtige Arbeit; die Arbeit ihrer Großväter, ihrer Väter und für einige von ihnen die ihrer Söhne.

Nach der Schufferei und Lernerei des letzten Jahres freut sich William, seinen Platz in einer Welt einzunehmen, in der man eine schwierige, aber ehrenwerte Aufgabe erfüllt, so gut man kann, und abgesehen von der eigenen Freude an der Arbeit kaum Lob oder Dank erhält. Aber ab und an

bekommt man die Gelegenheit, einander auf die Schulter zu klopfen und sich einen piekfeinen Abend zu gönnen.

Die Fischsuppe ist salzig, aber köstlich zusammen mit dem winzigen Brötchen, auf das er eine Butterflocke gesetzt hat. William benutzt den vollkommen runden Löffel und kippt die Schale von sich weg, als nur noch ein Rest darin ist. Er merkt, dass Gloria ihn beobachtet, und ihre lebendigen grünen Augen strahlen voller Wärme.

»Ich bin froh, dass du mitgekommen bist«, sagt er leise.

»Ich bin froh, dass du mich gefragt hast.« Sie lächelt und sieht ihm so lange in die Augen, dass William sich traut, unter dem Tisch sanft sein Bein an ihres zu schmiegen.

Der Schweinebraten mit Kruste und Apfelsauce wandert leicht von seinem Teller in seinen Mund und in seinen Magen, und es freut ihn zu sehen, wie sehr Onkel Robert den Abend genießt. Doch während des Nachtschicks bekommt er mit, wie David Melling am Haupttisch einen Zettel aus der Brusttasche seines Jacketts zieht, ihn auseinanderfaltet und über seine Brille hinweg mustert. Die Biskuitrolle, die er gerade kaut, quillt plötzlich auf, und das schwere Besteck rutscht in seinen schwitzigen Händen.

Gloria blickt zum Haupttisch, dann wieder zu William und zwinkert ihm zu. »Mach dich bereit für das Rampenlicht«, flüstert sie, so dicht zu ihm gebeugt, dass er ihren Atem an seinem Ohr spürt und ihr Parfüm riecht. Vorher haben sie darüber gefrotzelt, wie das wohl aussehen würde. Gloria meinte, sie würden vielleicht »For He's a Jolly Good Fellow« für ihn singen, und William erwiderte in dem verzweifelten Versuch, lässig und witzig zu erscheinen, er hoffte, sie würden ihn auf ein ganz hohes Podest stellen und sich vor ihm verneigen.

Howard nimmt sich eine Zigarette aus der Schale auf dem Tisch und zündet sie an, Gloria ebenfalls. William, der seine Lunge immer noch als den kostbarsten Teil seines Körpers betrachtet, obwohl er seit fünf Jahren nicht mehr gesungen hat, ist noch nie auf die Idee gekommen, sich eine anzustecken. Dennoch ist etwas Verlockendes an den bläulichen Rauchwolken, die durch den Saal schweben – wie ein gemeinsames

Ausatmen und Entspannen. Als aus schlanken Silberkannen Kaffee
eingeschenkt wird, lehnen sich die Leute in ihren Stühlen zurück. William
will nur noch, dass es vorbei ist. Er sieht, wie Onkel Robert erst zum
Haupttisch blickt, dann zu ihm und ganz leicht nickt.

2

»Meine Damen und Herren, ich hoffe, Sie haben das Festessen genossen.« David Melling lächelt. »Sieht ganz so aus, den leeren Tellern nach zu urteilen.« Er hält ein Blatt Papier hoch. »Meine Tanzkarte liegt schon bereit, meine Damen, aber ich fürchte, es wird eine Schlange geben, also haben Sie bitte etwas Geduld.«

Nachdem das Gelächter verstummt ist, spricht Mr Melling genau acht Minuten und zehn Sekunden über die hohen Standards des Instituts, seine Wohltätigkeitsarbeit und seine wachsende internationale Bekanntheit. William unterdrückt den Impuls, sich den Schweiß aus dem Nacken zu wischen.

»Doch nun«, sagt der Vorsitzende, legt den Zettel weg und verschränkt die Hände vor dem Bauch, »zu etwas Persönlicherem. In einem Berufszweig, der im Wesentlichen aus Familienunternehmen besteht, obwohl es heutzutage nicht mehr üblich ist, Druck auf die nächste Generation auszuüben, ist es dennoch überaus erfreulich, von einem jungen Mann zu erfahren, der nicht nur den Staffelstab übernimmt, sondern obendrein eine Goldmedaille einheimst.«

Gloria zwinkert ihm zu. »Wo bleibt das Siegertreppchen?«, flüstert sie. Onkel Robert strahlt ihn an. Ihm wird eng in der Kehle. »Unser langjähriges Mitglied Robert Lavery von Lavery & Sons ist diese Woche ein sehr stolzer Onkel.«

Die Vorstellung, dass ihn alle ansehen, ist plötzlich unerträglich. Am liebsten würde William davonlaufen. Aber das kann er Onkel Robert nicht antun. Nicht noch einmal. Er muss seinen Mund zwingen zu lächeln, seinen Blick beruhigen. Sein Herz pocht so heftig, dass er überzeugt ist, sein Hemd wölbt sich bei jedem Schlag vor.

»Der junge William Lavery hat diese Woche seinen Abschluss am Thames College of Embalming gemacht, und damit ist er nicht nur der

jüngste Einbalsamierer des Landes ...«

William starrt zu Boden. Wird er aufstehen müssen? Sollte er winken? Sich verneigen? Etwas sagen? David Melling hat aufgehört zu sprechen. William studiert das unruhige gelb-orange Muster des Teppichbodens, den spitzen Brotkrümel neben Glorias hohem Absatz. Warum ist es so still geworden? Er zwingt sich, den Kopf zu heben. Ein Kellner hat David Melling eine Notiz zugesteckt, die er gerade liest.

»Danke«, sagt er zu dem Mann, der durch die große Doppeltür des Ballsaals hinausgeht.

Die Stille ist ohrenbetäubend. Onkel Robert runzelt die Stirn. Mellings Schnurrbart glänzt im Schein des Lüsters, während er auf das rosafarbene Papier blickt.

»Ich bitte um Entschuldigung.« Er hält es kurz hoch. »Das ist ein Telegramm von Jimmy Doyle aus der Bezirksgruppe Nordirland, und es erfordert leider unsere sofortige Aufmerksamkeit.« William sieht aus dem Augenwinkel, wie Onkel Robert verärgert auf seinem Stuhl herumrutscht. »Zunächst aber herzlichen Glückwunsch an William Lavery, den ersten Studenten, der in sämtlichen Fächern, Theorie und Praxis, mit Auszeichnung bestanden hat«, fährt Mr Melling, nun wieder mit munterer Miene, fort und lehnt das Telegramm an eine kleine Vase, die vor ihm steht. »Das hat einen ordentlichen Applaus verdient.« William starrt auf sein Kristallglas, lächelt und nickt ein paarmal. Schweiß rinnt ihm über die linke Schläfe. Gloria tätschelt ihm unter dem Tisch das Knie. »Wir erwarten große Dinge von Ihnen, William.« Melling schweigt einen Moment, dann greift er wieder nach dem Telegramm. »Doch leider müssen wir uns nun einer anderen wichtigen Sache zuwenden. Es geht um die Tragödie in Aberfan gestern, von der Sie sicher gehört haben.« Er liest den Text vor: »»Bitte an versammelte Institutsmitglieder weitergeben.«« William sieht Streifen von David Mellings Kopfhaut zwischen dem sorgfältig mit Brillantine drapierten Resthaar hindurchschimmern. »»Dringend Einbalsamierer in Aberfan benötigt. Ausrüstung und Särge mitbringen. Polizei hat Dorf abgesperrt; Passwort *Summers*.«« Er legt das Telegramm hin und starrt einen Moment darauf.

Ein kalter, süßlicher Geruch steigt William in die Nase; es ist die Vanillesauce in seinem Schälchen. »Ich schlage vor, meine Herren, diejenigen unter Ihnen, die sich imstande fühlen, diesem Hilferuf zu folgen, trinken einen starken Kaffee und machen sich auf den Weg. Wir Übrigen werden versuchen, den Rest des Abends in Ihrem Namen zu genießen.«

William weiß, dass sein Onkel sich von diesem Moment des Ruhmes mehr versprochen hat, aber er ist froh, dass er nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, und spürt, wie in seinem Herzen Entschlossenheit wächst.

»Ich werde hinfahren«, sagt er.

Onkel Robert sieht ihn überrascht an. »Ich glaube, sie brauchen dort Männer mit Erfahrung, William.« Er blickt zu Howard. »Vielleicht auch solche, die Erfahrung mit Unglücken haben.«

»Davon haben sie nichts gesagt«, wendet William ein. Gloria sieht ihn aufmerksam an.

»Vielleicht sollte *ich* hinfahren?«, sagt Onkel Robert.

»Das würde dein Rücken nicht mitmachen«, entgegnet Howard sofort. »Kein Schlaf, eine lange Fahrt und dann Gott weiß was.« Er weist mit dem Kopf auf William, ohne den Blick von Onkel Robert zu wenden. »Der Junge ist ein ausgezeichnete Einbalsamierer, und er ist stärker als du oder ich. Lass ihn fahren.«

»Bei allem Respekt«, hört sich William sagen, »ich brauche keine Erlaubnis. Ich fahre hin.«

Alle am Tisch sehen ihn an – Onkel Robert, Howard, die Strouds, Gloria –, doch das kümmert William nicht.

»Tapfer von dir, Junge.« Mr Stroud klopft mit den Händen auf den Tisch. »Das sagt mehr über dich als alle Abschlussnoten. Zeig's ihnen!«

Eine halbe Stunde später steht William, in seinen Wintermantel gehüllt, mit seinem Onkel auf dem Gehweg. Er wird zusammen mit zwei weiteren Einbalsamierern zurück nach Birmingham fahren, wo sie sich umziehen

und ihre Autos mit der nötigen Ausrüstung und so vielen Särgen wie möglich beladen werden.

»Du wirst Dinge sehen, die du nie wieder vergessen wirst.« Onkel Robert wirft William einen besorgten Seitenblick zu. Dann wendet er den Kopf wieder und schaut geradeaus. »Deine Mutter wohnt nicht weit von Aberfan.« Er steckt einen Zettel in Williams Manteltasche. »Du könntest sie besuchen.«

»Nein, kann ich nicht. Das weißt du.«

Die Mundwinkel seines Onkels wandern nach unten, wie jedes Mal, wenn sie von ihr sprechen. Er atmet langsam ein und aus. »Und *du* weißt, dass ich das nie akzeptiert habe, und ich werde es auch nie akzeptieren.«

3

Es ist halb eins, als William mit seinen beiden Kollegen Nottingham verlässt und über größtenteils leere Straßen heimwärts fährt. Roy Perry, ein Einbalsamierer aus Erdington, liest ihnen die Berichte aus dem Haufen Zeitungen vor, die der Mann an der Hotelrezeption ihnen beim Hinausgehen gegeben hat.

Kurz nach 9.15 Uhr am Freitagmorgen war die Halde Nummer sieben der Merthyr Vale Colliery, aufgeschwemmt durch tagelange starke Regenfälle, ins Rutschen geraten, und eine halbe Million Tonnen Kohleabraum donnerten die Bergflanke hinunter und rissen Bäume, Felsblöcke und Steine mit sich. Oben auf dem Berg hatte die Sonne geschienen, aber unten in dem kleinen Dorf Aberfan war es neblig gewesen. Während die Arbeiter mitbekommen hatten, wie sich die Lawine in Bewegung setzte, hatten die Dorfbewohner keine Ahnung, dass eine fünfzehn Meter hohe Schuttwohle mit über achtzig Stundenkilometern auf sie zurollte. Nachdem sie Bahngleise, einen Kanal und einen Bauernhof zerstört hatte, mähte sie die Pantglas Junior School und zwei Häuserreihen nieder.

Die entsetzten Eltern gruben mit bloßen Händen in der schwarzen Masse. Wie durch ein Wunder konnten in den ersten zwei Stunden einige Kinder lebend herausgezogen werden, doch seit 11.00 Uhr an dem Morgen hatte es keinen Grund zum Feiern mehr gegeben. Über 140 Tote mussten geborgen werden.

Während noch immer Wasser und Schlamm den Berg hinunterflossen, kamen die Minenarbeiter, mit Schaufeln bewaffnet, direkt von ihrer Schicht. Freiwillige strömten in das Dorf und kletterten über den Kohlschlamm. Die Polizei äußerte die Sorge, dass sie bei allem guten Willen die Arbeit der Rettungsmannschaften behinderten, die mittlerweile eingetroffen waren.

Die Leichen der gefundenen Kinder wurden in Decken gehüllt und in die nahe gelegene Bethania Chapel gebracht. Die Polizei versuchte, den zähen Schlamm zu entfernen, damit die Kinder identifiziert werden konnten, aber ohne Strom, Wasser und entsprechende Erfahrung war es äußerst mühsam.

Nachdem Roy geendet hat, fahren sie schweigend weiter, und bald darauf machen es sich Williams Mitfahrer so bequem wie möglich, um ein wenig zu schlafen, solange sie es noch können. Er ist hellwach, das Blut rauscht durch seine Adern. Dafür hat der süße schwarze Kaffee gesorgt. Und Gloria.

Jedes Mal wenn er sich daran erinnert, was passiert ist, reagiert sein Körper, als würde es hier und jetzt passieren, während er am Steuer sitzt. Als entschieden war, dass William nach Aberfan fahren würde, stand Gloria auf, nahm seine Hand und führte ihn aus dem Ballsaal in den üppigen Garten des Hotels, wo sie einen Kuss auf seine überraschten Lippen setzte. Er fragt sich, ob es, nachdem seine Zurückhaltung während des vergangenen Jahres so viele mögliche Augenblicke der Intimität mit Gloria boykottiert hat, seine spontane Entscheidung zu helfen war, die sie dazu gebracht hat, ihn zu küssen.

»Danke«, sagte er, während dieses schmelzende Gefühl durch seinen Körper strömte und er ihre Hände in seinen hielt, ohne zu wissen, wie sie dort hingekommen waren.

»Gern geschehen.« Sie lachte, die Augen so funkelnd und lebendig, so voller Hoffnung. »Du dumme Kerl.«

»Können wir das noch mal machen?«, fragte er und beugte sich bereits zu ihren wundervollen Lippen hinunter, sein ganzer Körper erfüllt vom Jubel einer Zukunft mit Gloria.

Um 3.35 Uhr kommt er in Merthyr Vale an, den Bestattungswagen von Lavery & Sons beladen mit einhundertvierzig Litern Formaldehyd, Einbalsamierungsinstrumenten und vier Kindersärgen. Dank des Passworts »Summers« – der Name des größten Bestattungsinstituts in

Cardiff – hat er bereits zwei Polizeisperren passiert. Obwohl er die ganze Zeit im Dunkeln gefahren ist, verraten ihm die dicken, rauchenden Schornsteine und die schmalen Straßen, dass er sich in einem anderen Land befindet.

Er kann die Aufregung nicht leugnen, obwohl seine Augen während der letzten Stunde so müde waren, dass jedes Blinzeln wehtat. Er fühlt sich edelmütig, sogar heldenhaft, wie er da allein durch die Nacht fährt, gerüstet mit all den Fähigkeiten, die er während seiner Ausbildung gelernt hat. Vielleicht ist das seine Zukunft: Einbalsamierung an Unglücksstätten. Vielleicht werden die nächsten vierundzwanzig Stunden sein Leben verändern. Wenn Gedanken an seine Mutter auftauchen, die ihm jetzt zumindest räumlich näher ist als in den vergangenen fünf Jahren, scheucht er sie weg.

Für die letzten paar Hundert Meter nach Aberfan öffnet er das Seitenfenster, um wach zu bleiben. Die gewundenen Straßen werden immer wieder von gelbem Licht überflutet, und er muss ausweichen, um Lastwagen mit glitzernden schwarzen Haufen auf der Ladefläche vorbeizulassen. Über dem Dorf strahlt ein grelles weißes Licht wie ein unheilverkündender Stern. Wieder hält ihn ein Polizist im Regenmantel an.

»Einbalsamierer?« Er späht durch das Fenster des Bestattungswagens. Fast hätte William gelacht; der Mann klingt genau wie Tom Jones.

»Ja. Passwort: Summers.«

Der Polizist beugt sich näher zu ihm. »Sie müssen zur Bethania Chapel, dort bringen sie die Leichen hin.« Überrascht bemerkt William, dass der Polizist weint. Im Scheinwerferlicht eines herannahenden Lastwagens schimmert sein Regenmantel plötzlich silbrig weiß. »Fahren Sie mal kurz ran.« William lenkt den Bestattungswagen an den Straßenrand, und der Polizist winkt den Lastwagen vorbei. »Sie sehen sie gleich auf der rechten Seite.«

»Danke.« William fährt wieder an, und jetzt spürt er die Dringlichkeit, das Bedürfnis zu tun, wofür er hergekommen ist.

Aberfan ist hell erleuchtet und voller Menschen. Auf einem riesigen, unförmigen Hügel sind lauter Männer; manche bilden lange Reihen und reichen Eimer um Eimer von Mann zu Mann, bis der letzte den Inhalt in den wartenden Lastwagen kippt; andere bücken sich und stoßen ihre Schaufeln in den dunklen Berg, auf dem sie stehen, die Gesichter wie schwarzer Granit. Beim Anblick des Schuldachs, das in bizarren Winkeln aus dem Schlamm ragt, flucht William leise.

Langsam, wegen all der Leute, fährt er weiter, bis er ein trist aussehendes, schmuckloses Gebäude sieht, vor dem eine Reihe von Frauen wartet, einige davon auf Metallstühlen. Sofort taucht ein weiterer Polizist an seinem Seitenfenster auf.

»Ich muss Einbalsamierungsflüssigkeit und Ausrüstung ausladen«, sagt er rasch. Der Polizist tritt zurück und deutet auf den Gehweg direkt vor der Kapelle und die wartenden Frauen. Voller Energie springt William aus dem Wagen. Die Frauen starren ihn aus schweren, dunklen Augen an, und plötzlich durchzuckt ihn heiß die Erkenntnis, dass sie Mütter von toten Kindern sind. Er öffnet die Hecktür des Bestattungswagens und beginnt, die Behälter mit Formaldehyd auszuladen. Der Polizist packt mit an, und ein weiterer Mann taucht auf und hilft ebenfalls. Niemand sagt etwas.

Die Tür der Kapelle schwingt auf, und ein Mann kommt heraus. William schätzt ihn auf Anfang dreißig, älter als er selbst, aber jünger als sein Onkel. Er kommt direkt auf den Bestattungswagen zu.

»Ich bin Jimmy. Jimmy Doyle.« Er sieht dabei nicht William an, sondern das, was er mitgebracht hat. »Gott sei Dank«, sagt er leise, als er die kleinen Särge erblickt. »Wir haben eine Ladung aus Irland mitgebracht. Die Fluggesellschaft hat sogar die Sitze ausgebaut, damit wir mehr einladen konnten, aber es sind nicht mal annähernd genug.«

Da William nicht weiß, was er darauf erwidern soll, hievt er weiter die Behälter aus dem Wagen und stellt sie auf den Gehweg.

»Sobald du ausgeladen hast, brauche ich dich da drinnen, um bei der Identifizierung zu helfen.«

4

»Danke, dass du gekommen bist.« Jimmy legt William die Hand auf die Schulter und führt ihn ein paar Schritte von den wartenden Frauen weg. Williams Sohlen kleben am Pflaster. »Wie heißt du?«

»William Lavery.«

»Warst du bei dem Bankett?« William nickt. »Wir haben hier nur das Allernötigste.« Jimmy hat einen starken Belfast Akzent. Er spricht leise, damit die Frauen ihn nicht hören können. »Strom und Wasser sind durch das Unglück ausgefallen. Die Feuerwehr tut, was sie kann, aber im Moment gibt es nur ein paar Sturmlampen und Eimer mit Wasser. Als Tische benutzen wir aufgebockte Türen.

Die Leichen werden in Decken gehüllt hier reingebracht. Bevor wir da waren, hat die Polizei sie, so gut es ging, gesäubert, damit die Eltern sie identifizieren konnten. Zum Glück haben wir die Erlaubnis des Coroners, die Leichen ohne Autopsie zu versorgen. Wir haben in der Sakristei ein paar Tische aufgebaut, und einige weitere sind in der anderen Kapelle hier im Ort. Wir waschen sie, lassen sie identifizieren, behandeln sie und sargen sie ein. Dann werden sie in die andere Kapelle gebracht.« Jimmy hat immer noch die Hand auf Williams Schulter, aber er spricht zu einem Punkt auf dem Boden ein Stück vor ihnen. William versucht sich zu konzentrieren; später wird es keine Zeit für Fragen geben. »Das Schwierigste ist der Kohlenschlamm. Der ist zäh wie Teer, und wir haben nur kaltes Wasser und Seife. Tu einfach, was du kannst.« Jimmy fährt sich durch sein rotes Haar. »Hör zu, William – William ist doch richtig, oder?« William nickt erneut. »Was wir für diese Leute tun können, ist schlicht das: Wir machen unsere Arbeit. Wir machen sie gut, wir machen sie schnell, und dann gehen wir. Wir sind keine Priester, keine Freunde und keine Verwandten. Wir sind Einbalsamierer. Konzentrier dich auf deine

Arbeit und halte dein Herz da raus. Das ist der beste Dienst, den du ihnen erweisen kannst.« Er drückt Williams Schulter. »Alles klar?«

»Ja, Sir.«

»Noch etwas.«

»Ja, Sir?« William will endlich anfangen. Wenn es nicht bald losgeht, wird der Drang wegzulaufen vielleicht übermächtig.

»Es könnte sein, dass noch mehr von dem Zeug runterkommt. Vor allem wenn es weiter so regnet. Falls du den Alarm hörst, nichts wie weg hier. Verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Gut, dann wollen wir mal.«

Sie kehren zum Eingang der Kapelle zurück, eindringlich beobachtet von den wartenden Frauen.

Im trüben Licht der Kapelle kann William nur kokonartige Umrisse auf den Bänken oben und unten erkennen. Im Vergleich zu der mächtigen, mit prachtvollen Buntglasfenstern geschmückten Kapelle aus seiner Zeit als Chorknabe erscheint es ihm geradezu grotesk, dass dieses schlichte Gebäude dieselbe Bezeichnung trägt. Dort könnten sie so viele Einbalsamierungstische aufbauen, wie sie wollten, und der Chor könnte trotzdem proben, ohne im Weg zu sein.

»Die Leichen, die zuerst gefunden wurden, waren relativ unversehrt, und die meisten von ihnen sind bereits identifiziert, einbalsamiert und eingesargt«, sagt Jimmy. »Jetzt wird es schwieriger. Die KohlenSchlammlawine ist mit enormer Geschwindigkeit auf die Schule gedonnert, sie sind also nicht nur mit dem Zeug zugedeckt. Du kannst dir sicher vorstellen, was bei so einem Aufprall passiert ...«

William blickt auf die Deckenbündel um ihn herum; es müssen mindestens fünfzig sein. »Wie viele fehlen denn noch?«

»Ich weiß es nicht genau« – Jimmy geht hinüber in die Sakristei, und William folgt ihm –, »aber insgesamt gelten einhundertsechzehn Kinder als vermisst, plus mehrere Erwachsene.«

Eine Paraffinlampe wirft mattes Licht in den Raum, von dessen Wänden die weiße Farbe abblättert. Zwei Türen sind als Tische aufgebockt. Als William die kleinen Leichname darauf erblickt, zuckt sein Herz zusammen. Während der Ausbildung hat er einmal ein Kind versorgt, einen zehnjährigen Jungen, der von einem Auto überfahren worden war. Damals hat er gedacht, ihn könnte nichts mehr erschüttern. Aber jetzt sieht es so aus, als würden seine Kollegen mit Puppen arbeiten. Zwei Männer stehen über einen Leichnam gebeugt; der eine pumpt mit der Hand Einbalsamierungsflüssigkeit in den Körper, der andere befestigt ein Schild am großen Zeh. Auf dem Fußboden steht ein Eimer, in den das Blut fließt. Daneben türmen sich Haufen mit schwarzen Lumpen.

Am zweiten Tisch sieht einer der Männer sofort zu William herüber und öffnet die Arme in einer erleichterten Willkommensgeste.

»Harry, das ist William«, sagt Jimmy. »Dein Partner für die nächsten Stunden. Ich überlasse ihn dir, ja?«

»Danke, Jimmy«, sagt der Mann, dann wendet er sich zu William. »Bist du bereit für das hier, Junge?«

»Ja, bin ich«, erwidert William, der nicht noch einen Vortrag hören will.

»Na, dann.« Harry nimmt eine Schere und gibt sie William. »Ich habe ihn sauber gemacht, so gut es ging.«

Das braune Haar des Jungen liegt glatt auf seiner Stirn. Das Gesicht hat noch graue Streifen, aber auf seiner Nase sind deutlich Sommersprossen zu erkennen, die William unvermittelt an seinen alten Chorfreund Martin erinnern. Seine Arme sind ebenfalls mit Sommersprossen übersät, und seine Shorts sind zerknittert. Dann bemerkt William, dass beide Beine unterhalb der Knie zerschmettert sind.

»Hast du die Frauen draußen gesehen?« William nickt. »Sie warten, weil sie wissen wollen, ob ihr Kind hier liegt.« Unter Harrys Auge zuckt ein winziger Muskel. »Schneide als Erstes das Hemd auf. So ordentlich, wie es geht.«

»Mache ich«, sagt William und beugt sich über den Leichnam. Die eine Seite des Hemds ist voller Kohlschlamm, die andere eigenartig sauber. Vorsichtig schneidet er durch den Stoff und löst ihn von dem kleinen

Körper. Die eine Hälfte fühlt sich in seiner Hand leicht an, fast unwirklich, während die andere schwer nach unten zieht. »Wo soll ich es hinlegen?«

Harry schüttelt leicht den Kopf. »Du gehst damit nach draußen« – er deutet zur Kapellentür –, »hältst es hoch und fragst, welcher kleine Junge Freitagmorgen darin zur Schule gegangen ist. Dann bringst du sie hier rein.«

5

Es ist kurz vor fünf Uhr morgens, und der Himmel färbt sich violett; ein müdes Licht, als widerstrebe es ihm, den dritten Tag von Aberfans Leid anbrechen zu lassen. Unablässig ist der Motorlärm der Lastwagen zu hören, die den Abraum aus dem Dorf transportieren, und William spürt den Luftzug, als einer davon an ihm vorbeidröhnt.

Die Wartenden – zumeist sind es Frauen – richten sich auf, als William auf sie zukommt. Er kämpft gegen den Drang, das Hemd zusammenzuknüllen und hinter dem Rücken zu verstecken. Er mag es nicht, wenn er beobachtet wird. Und noch nie zuvor, nicht mal als Solist in Cambridge, hat er sich so beobachtet gefühlt. Doch in dem Moment hat er plötzlich das seltsame Gefühl, leer zu werden, als würde alles, was bisher wichtig war, durch seine Schuhsohlen in das schlackig-schmierige Pflaster rinnen. An diesem Tag geht es einzig und allein um diese Menschen: um die Frau im Tweedmantel mit den zerrissenen Strümpfen, den Mann mit dem schmutzigen Hemd und den angsterfüllten Augen und den kleinen Jungen drinnen auf dem Tisch mit den zertrümmerten Beinen. William ist hier, weil er eine Fähigkeit besitzt, die niemand brauchen möchte. Doch sie brauchen sie, und er wird sie einsetzen.

Sein Atem stockt, als er Luft holt, als wäre seine Kehle mit einem Mal zu eng. Er hält das Hemd hoch und versucht mit allen Mitteln, die er je gelernt hat, seine Stimme zu beherrschen.

»Welcher Junge hatte Freitagmorgen dieses –«

»Owen!«

Ein dumpfer Schlag und ein Knacken ertönen, als die Frau mit den Knien auf das Pflaster sackt. Andere eilen zu ihr, fassen sie an den Armen und ziehen sie hoch. Ein Regentropfen schlägt gegen Williams Wange. Eine Frau wendet sich von der Kapelle ab und ruft: »Holt Evan Thomas!«

Eine Reihe männlicher Stimmen trägt den Ruf weiter zu dem Berg, aus dem das Schuldach ragt.

Die Mutter löst sich aus dem Pulk von Eltern, als träte sie durch einen Vorhang. Sie kommt mit ausgestreckten Armen auf William zu, und es dauert einen Moment, bis er versteht, dass sie nicht nach ihm greift, sondern nach dem Hemd. Lange Sekunden vergehen, während sie es an ihre Wange drückt. Ein Mann erscheint keuchend, die Ärmel hochgekrempt, das Weiß seiner Augen seltsam grell im Gegensatz zur dreckverschmierten Haut. Er legt seinen schmutzigen, starken Arm um die Schultern der Frau. Sie ist jetzt ganz ruhig. Das Gesicht ausdruckslos, das eine Knie blutig. Die beiden blicken sich nicht an, sondern an William vorbei zur Kapelle. Sie wollen ihren Jungen sehen.

»Kommen Sie«, sagt William leise, als sie nah genug sind, und öffnet die Tür.

Er ist es. Es ist ihr Sohn.

»Owen Elgar Thomas«, antwortet der Vater auf Harrys Frage. Schweigend und mit trockenen Augen berührt die Mutter sanft die Hand, den Kopf und die Brust des kleinen Jungen. Harry erklärt ihnen, dass sie ihren Sohn noch einmal sehen werden, wenn er einbalsamiert und in einen Sarg gebettet ist.

»Vielleicht sollten Sie versuchen, sich ein wenig auszuruhen«, sagt William, während er sie aus der Sakristei und durch die Kapelle führt, vorbei an den übrigen, noch in Decken gehüllten Leichnamen. Er hält ihnen die Tür auf. »Ich verspreche Ihnen, wir kümmern uns um Owen.«

»Gut gemacht, William«, sagt Harry leise, als er an den Tisch zurückkehrt.

In dem Maße, wie die Stunden vergehen, verschlechtert sich der Zustand der Leichen. Immerhin hat die Feuerwehr rechtzeitig vor der früh einsetzenden Dämmerung für Strom und Licht gesorgt. Manchmal kann William nur einen Fetzen Stoff, eine Haarspange, einen Schuh mit hinausnehmen. Doch es braucht nicht viel, damit eine der Wartenden auf ihn zustürzt, gerettet und zerstört zugleich. Diese adleräugigen,

herzenshungrigen Mütter könnten ihre Kinder anhand eines Fingernagels identifizieren.

Als William auf die Straße gehen und fragen muss, wessen kleines Mädchen blondes Haar hat, treten zwei Frauen und ein Paar vor. Und das sind vielleicht die schlimmsten Momente, wenn sie sich voller Angst, die William schmecken kann, dem Leichnam nähern und sehen, dass es doch nicht ihre Tochter ist. Nach den letzten sieben Stunden versteht er, wie erleichternd und tröstlich es sein kann, endlich zu wissen, wo ihr Kind ist und dass ihm nichts Schlimmes mehr zustoßen kann. In was für einer schrecklichen Welt ist er hier, in der diejenigen glücklich zu nennen sind, die den Leichnam ihres Kindes identifizieren können.

Es regnet wieder. Die Straße zischt unter den Rädern der Lastwagen. Die Tropfen schlagen wie Schrotkugeln auf das Dach der Kapelle. Neunzehn Jahre alt, frisch vom Thames College of Embalming, mit Bestnoten in sämtlichen praktischen und theoretischen Fächern, blickt William auf die Überreste des kleinen Mädchens, das, wie er gerade erfahren hat, Valerie heißt, und ihm wird klar, dass all das überhaupt nichts zählt, wenn er es hier und jetzt nicht schafft, seine Arbeit zu tun und den zerstörten Körper dieses Kindes für dessen Eltern herzurichten, die da draußen im Regen auf dem Gehweg stehen.

Normalerweise ist der Raum, in dem er sich befindet, eine Sakristei, aber nichts ist mehr normal, und William nimmt nichts von seiner Umgebung wahr, weder den Haufen schwarzer Bibeln in der Ecke noch die abgewetzten Kniepölster, die neben der Tür gestapelt sind, den schweren Geruch nach altem Holz, der mit dem stechenden des Formaldehyds ringt, oder die kleinen Särge, die sich an der Rückwand türmen. Nichts davon dringt zu ihm durch, denn mit einem Mal taucht eine Erinnerung auf, scharf wie das Skalpell in seiner Hand.

Vom buttrigen Duft nach Gebackenem, der die Wohnung erfüllt, aus seinem Mittagsschlaf geweckt, tapst William mit seiner Decke in die Küche, kuschelt sich in den alten Sessel und sieht seiner Mutter zu. Wärme wallt über seine Beine, als sie das verzogene alte Backblech aus

dem Ofen nimmt und auf dem Resopaltisch abstellt. Sie schiebt den Tortenheber unter den größten Keks, legt ihn auf eine Untertasse und schneidet ihn in der Mitte durch. Gemeinsam sehen sie zu, wie der Dampf kräuselnd in die Luft steigt. »Für Seine Lordschaft.« Sie macht einen tiefen Knicks und reicht ihm die Untertasse mit beiden Händen. Der Goldrand funkelt ihm zu, und Williams verschlafenes Gesicht verzieht sich zu einem Lächeln, als er die Hand danach ausstreckt. »Verbrenn dir nicht den Mund«, sagt sie leise.

In dem Moment bemerkt William Valeries unversehrte linke Hand. Nichts abgerissen oder zerschmettert, kein Blut, kein blauer Fleck, nicht mal ein Kratzer. Das verdrehte Bein, die fehlenden Zehen und die eingedrückte Schädelseite sind jetzt unwichtig. Wenn ihre Eltern sich erinnern müssen, werden sie sich an ihre unversehrte Hand erinnern.

Vorsichtig löst er die Schlagader aus dem sauberen Schnitt an ihrem Hals und legt sie flach auf den Separator aus Edelstahl, wobei er die winzigen Kapillaren bemerkt, die sich zart durch das Blutgefäß winden. Anschließend führt er die kleine Arterienkanüle in die Öffnung ein und wiederholt das Ganze dann an der inneren Drosselvene. Nachdem er die erste Kanüle an den Kanister mit der Formaldehydlösung und die zweite an einen Schlauch angeschlossen hat, der zu einem Eimer neben seinen Füßen führt, ergreift William die Handpumpe. *Drücken* – loslassen, *drücken* – loslassen, *drücken* – loslassen. Der künstliche Herzschlag treibt die Flüssigkeit durch die Arterien des Mädchens und das Blut in den Eimer. Williams Hand schmerzt vom vielen Pumpen, und sein Rücken schmerzt von der vornübergebeugten Arbeit an den toten kleinen Körpern, doch er lässt nicht nach, streckt sich nicht, lockert nicht seine Finger.

Als das Blut vollständig durch die Einbalsamierungslösung ersetzt ist und die Schnitte vernäht sind, atmet William tief durch. Er nimmt die linke Hand des Mädchens, massiert sie und bewegt die Gelenke, um die Flüssigkeit bis in die Fingerspitzen zu transportieren, damit sie wieder rosig aussehen.